**Michael Meyen, Nina Springer in Kooperation mit dem DFJV:
Freie Journalisten in Deutschland. Ein Report**

Konstanz: UVK 2009, 185 S., ISBN 978-3-86764-156-2, € 29,-

Noch vor kurzem galten sie als die „unbekannten Medienmacher“ (S.21), deren Zahl zwischen 12.000 und 100.000 geschätzt wurde, je nachdem, wie eng oder weit Freiberuflichkeit definiert wird. Ihre beruflichen Positionen sind sehr unterschiedlich, schwanken zwischen arbeitnehmerähnlicher Routinearbeit in Redaktionen bis zur künstlerischen Selbstständigkeit oder auch zur nur gelegentlichen Nebentätigkeit bei einer sonst gänzlich anders gelagerten Existenz. Ihre Einkommen, Arbeitsbedingungen und Gefühle der Zufriedenheit werden meist schwarz gemalt, free lancer gelten als Heloten oder Strandgut des sich rasch wandelnden, gnadenlosen Medienmarktes. Nun wird erstmals diese „Black box“ (S.15ff.) durch eine weitreichende und dicht angelegte Erhebung über „Freie Journalisten in Deutschland“ aufgehehlt, die die Münchner Kommunikationswissenschaftler im Auftrag des Deutschen Fachjournalisten-Verbandes im Frühjahr 2008 durchgeführt haben und in diesem ‚Report‘ veröffentlicht. Weitreichend und dicht ist sie deshalb, weil sie zum einen auf einer tendenziellen Vollerhebung beruht, da über 6.000 potenzielle Adressaten online kontaktiert wurden, 1.543 antworteten und weil zum anderen mit 82 noch ein ausführliches Leitfadeninterview geführt wurde, so dass sich quantitative und qualitative Daten, wenn auch nicht methodisch stringent, so doch kasuistisch ergänzen.

Überhaupt zeichnet sich diese Studie durch eine transparente, jeweils begründete methodische Reflexion und Vorgehensweise aus, diskutiert jeweils Erkenntnisoptionen und ihre Grenzen, so dass sie darüber hinaus auch als didaktisches Anschauungsbeispiel fungieren kann. So räumen die Autoren ein, dass mit der

Online-Befragung sicherlich eine gewisse Auswahl der Probanden getroffen wird, die allerdings bei IT-versierten Journalisten weniger tendenziös ausfallen dürfte als bei der allgemeinen Bevölkerung. Aber vermuten lässt sich auch, dass nur einigermaßen erfolgreiche Adressaten geantwortet haben – kaum wohl die gescheiterten. Und auch der Zeitpunkt, April 2008, noch vor der viel beschworenen Finanz- und Wirtschaftskrise, lässt die Erhebung zur beschränkten Momentaufnahme werden, da Arbeitschancen und Zukunftsaussichten wohl noch weit optimistischer eingeschätzt wurden, als dies zwischenzeitlich der Fall sein dürfte.

Denn der Tenor der persönlichen Situationsbeschreibung ist überwiegend positiv gestimmt: Die meisten freien Journalistinnen und Journalisten sind freiwillig Freiberufler und möchten dies auch gerne bleiben. Mit ihren Auftraggebern in den Redaktionen haben sie in der Regel keine Probleme, da sie mehrheitlich für mehrere Medien oder Auftraggeber arbeiten und auch meist umstandslos zwischen Journalismus und PR, zwischen den verschiedenen Genres und Textsorten, zwischen Routinetätigkeiten und kreativen Freiräume hin- und herswitchen. Dies gilt insbesondere für die älteren Semester, die sich meist zuvor Reputation, Kompetenz und vor allem unzählige Kontakte aufgebaut haben und nun versiert auf dieser breit intonierten Klaviatur spielen. Mies ist in der Regel die Bezahlung, eigentlich für vorzugsweise akademisch Gebildete unannehmbar, und bei betrieblichen Belangen bleiben die Freiberufler meist außen vor. Daher bilden sie sich persönliche Netzwerke, aber auch solche formeller Art wie die gerade gegründete Berufsorganisation „Freischreiber“ oder der DJV. Allerdings hängt der Grad der Anbindung davon ab, welche konkreten Tätigkeiten die Freien ausüben: Sie reicht von einer quasi festen Redaktions-Routine-Tätigkeit über ständig auftragsbezogene, unsichere Fallabwicklungen bis hin zur prominenten Bildschirm-Präsenz des bekannten Showmasters oder Sportmoderators. Mittels einer groben Typologie von sieben Tätigkeitsmustern, die nach den zentralen Kategorien „Bindung an einen Auftraggeber“ und „Wunsch nach einer Festanstellung im Journalismus“ diskriminiert, suchen die Autoren besagte Heterogenität überschaubar zu machen, wohl wissend, dass sie nicht immer trennscharf ist und zur Vereinfachung zwingt. (vgl. S.107) Vor allem die darin eingebetteten, auf den Leitfadeninterviews beruhenden Porträts Einzelner veranschaulichen persönliche Lebens- und Arbeitssituationen und differenzieren die groben Typen.

Häufig skizzieren sie auch Problemlagen und weniger emphatische Einschätzungen, nicht zuletzt auch hinsichtlich geschlechtlicher Benachteiligung. Denn auch bei den Freien werden Frauen schlechter bezahlt und steigen noch seltener in den lukrativen Unternehmerstatus auf. So beschleicht einen mitunter auch die Befürchtung, dass die Probanden den beschworenen „Freiraum für Kreativität und Selbstverwirklichung“ und „bei der Interpretation des Berufsbildes“ (S.149) mangels erreichbarer Alternativen schönreden. Darauf hätten die Autoren in ihrem insgesamt positiven Fazit hinweisen können. In der Tat: Das letzte Wort zum

Thema „freier Journalismus“ – so ihr Schlusssatz – „ist noch nicht gesprochen“ (S.153), zumal die grassierende Wirtschafts- und auch Medienkrise unzählige neue unsichere, tariflose und ausbeuterische Arbeitsverhältnisse generieren dürfte.

Hans-Dieter Kübler (Werther/Hamburg)